



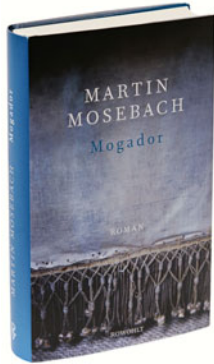
Eine Prise Selbstironie

Deb Perelman: Eine kleine Küche in New York. Aus dem amerikanischen Englisch von Ulrike Thiesmeyer. Berlin Verlag; 336 Seiten; 22 Euro. *Erscheint am 1. September.*

● Als Deb Perelman im Jahr 2000 nach New York zog, witzelte eine Freundin: „In Backöfen bewahrt man Pullis auf.“ Wer Hunger hat in der Metropole, so der Gedanke, der geht aus oder lässt sich Essen liefern, zumal viele Küchen angesichts der Wahnsinnsmieten kaum größer sind als ein begehrter Kleiderschrank – und für ausgiebige Kochsessions eher ungeeignet. Perelman versuchte es trotzdem. Heute

betreibt sie einen der bekanntesten Foodblogs der Welt, mit mehr als fünf Millionen Besuchern pro Monat: smittenkitchen.com. Nun gibt es das Buch zum Blog. Für ihre Gute-Laune-Alltagsküche braucht Perelman keinen großen Gerätepark, weder Pizzastein noch 1000-Dollar-Mixer, setzt meist auf normale Supermarktware, „keine Jahrgangs-Balsamico“. Ihre wichtigsten Zutaten sind jedoch eine feine Prise Selbstironie und eine große Portion Charme. So fehlt auf dem Foto der „Frühstücksschnecken mit herzhaftem Cheddar“ ein Exemplar. Sie dufteten einfach zu gut, erklärt Perelman. Kochen können die meisten Kochbuchautoren. Aber schreiben? Perelman kann beides. *Tobias Becker*

Der Banker und die Königin der Unterwelt



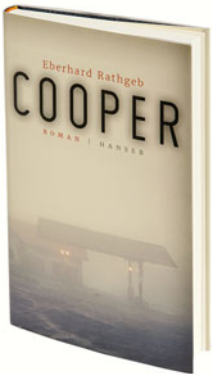
Martin Mosebach: Mogador. Rowohlt; 368 Seiten; 22,95 Euro.

● Der Held in Martin Mosebachs jüngstem Roman ist auf der Flucht. Die kühle Analyse ist seine Sache nicht, obwohl er als Spezialist für raffiniertes Investment genau das seinen Kunden suggerieren soll. Ihm fehlt „die wirkliche Souveränität, die sich im Ausnahmezustand erweist“. Dieses eingeschmuggelte Zitat des Staatsrechtlers Carl Schmitt, berüchtigt durch seinen Einsatz für den Nationalsozialismus, ist das einzige Signal, mit dem der Autor an seine Karriere als Radikalkonservativer erin-

nert – ansonsten schnurrt die Erzählung vom Absturz des Bankers Patrick Elff aus der bürgerlich-lichten deutschen Sphäre in eine klandestine Existenz in einer marokkanischen Küstenstadt so hakenfrei wie spannend ab. Elff hat sich Verfehlungen zuschulden kommen lassen, deren Entdeckung er fürchten muss; mit seiner spontanen Flucht setzt er auch seine Ehe aufs Spiel. In der neuen Heimat kann er die Zeichen weder sozial noch buchstäblich lesen; er ist von Projektionen wie von jenen Einsichten geplagt, die in der Rückschau entstehen und jede Erfahrung in Zweifel ziehen. So verdunkelt sich die Liebe zu seiner Frau, die er mal als Souveräne im schmittschen Sinne, dann wieder als Verlassene imaginiert. Das sorgenfreie, hedonistische gemeinsame Leben erscheint dem Einsamen nun als eine Inszenierung, die auf Kulissen angewiesen war. Die Frau, in deren heruntergekommenem Haus Elff Unterschlupf findet, ist Widersacherin und Gegenbild: eine aus ärmsten Verhältnissen Emporgekrochene, eine kühne Königin der Unterwelt, mit magischen Kräften begabt und von düsterem Temperament. Khaliji „war zur Herrscherin geboren, und ihr war gewährt worden, dieses Talent auch zu entfalten, anders als so manchem, der es gleichwohl in sich fühlt, aber in Subalternität verbittert“. Was der Leser von der Biografie und den Gedanken dieser Mutter, Witwe und Gelegen-

heitsprostituierten erfährt, katapultiert ihn in einen Kosmos aus Überlebenswillen und Korruption; fremd, faszinierend und eine Art schauernden Respekt abfordernd. Wie überhaupt die in Marokko spielenden Szenen, im glutheißen Hammam, auf der von Bettlern gesäumten Stadtpromenade und in einem Gehöft auf dem Land, von sinnlich prägnanter Anschaulichkeit sind. Der Ton des Erzählers spielt mit Einfühlung wie Ironie; um Tragik oder bleibende Wucht zu entfalten, ist diese Geschichte der Verlorenheit allerdings zu kontrolliert erzählt. Immerhin sind damit auch fast durchgängig jene geschraubten Unbeholfenheiten vermieden, die dem Bühnenpreisträger Mosebach sonst gern unterlaufen. Melodisch, zuweilen sententiös entfaltet er die Krise eines Menschen, der gewöhnlicher ist als sein Schicksal – und immer ein wenig schlichter als sein Autor. *Elke Schmitter*

Meer der Angst



Eberhard Rathgeb: Cooper. Hanser; 144 Seiten; 17 Euro.

● Es ist doch sonderbar, dies mühelose Marschieren durch das Leben, jeden Tag, ganz so, als müsste es so sein. Als wäre der Boden, auf dem wir gehen, fest für immer und sicher, keinen Gedanken wert. *Cooper* von Eberhard Rathgeb ist ein ganz kleines Buch, keine 150 Seiten lang. Rathgeb erzählt darin von einer Familie, Vater, Mutter, zwei Töchter. Die Eltern haben ein kleines Haus gekauft, auf dem Land, das wollen sie den Mädchen zeigen. Das Buch ist von der ersten Seite an in eine große Traurigkeit gehüllt. Der Grund, auf dem die vier Menschen an diesem Wochenende gehen, der wird sich auflösen, schon bald. Es braucht dafür fast nichts. Zum Beispiel eine kleine Katze an einem falschen Ort. Rathgeb macht in diesem traumhaft schönen, leisen Buch alles anders, als es ein souveräner Erzähler eigentlich tun sollte. Sein Wissen um das, was geschehen wird, legt er als einen schwarzen Mantel schon über die ersten Wörter. Und man vertraut sich dieser Traurigkeit augenblicklich an. „Eines Tages, der nicht so zufällig ist, wie er sich dem Anschein nach gibt, fährt der Windstoß der Unerbittlichkeit in das Buch vom eigenen Leben und blättert es an einer unbekannten Stelle auf.“ Es ist eine Hiob-Geschichte aus unserer Zeit. Darüber, was man aushalten kann an Schmerz. Was man wissen kann über den Schmerz der anderen, was wir ahnen können über das Schicksal, das kommt. Ob das nicht doch alles einer aufgeschrieben hat, was wir erleben. Ob wir das Leben irgendwie anders lesen können, genauer, intensiver, als wir es im Alltag tun. *Volker Weidermann*